3944 05.04.1929 Fr
A:
J: Schrebergärten

FEVR. 30

Abreißkalender

Auf Wegen und Pfaden, die schon drei Tage nach der Schnee- und Eisschmelze wieder so propper wie geleckt aussehen — ganze Arbeiterkohorten haben sie mit hellgelbem Kies bestreut bis stundenweit vor die Stadt hinaus, bis dahin, wo die Ausflugsorte liegen und um vier Uhr der Kaffee mit Kuchen Volkerscharen hinauslockt — gelangt man zur Weltkurstadt hinaus, auf Höhen mit phantastisch weiten Fernblicken, in denen wie eine Fata Morgana der Stromspiegel durch den Silberdunst des Märzmittags blinkt, an Waldesränder, wo sagenumwobene Baumgreise stehen, die Höhlen im Stamm mit Mörtel plombiert, — und wo die Schrebergärten liegen.

Schrebergärten sind wie ein rührender Wurzelausschlag der Landsehnsucht um die Großstädte.

Schreber, Daniel Gottlieb Moritz Schreber hieß der Mann, nach dem diese Gärten getauft sind. Er war vor zirka hundertzwanzig Jahren Arzt und Orthopäde in Leipzig und machte sich um den Ausbau der Heilgymnastik und die Reform der physischen Erziehung besonders verdient. Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts traten die Schrebervereine ins Leben, zur Förderung der Jugendpflege, des Familienlebens, der Volkserziehung und der Volksgesundung. Ihre Tätigkeit fand ihren sinnfälligsten Ausdruck in der Anlage der Schrebergärten. Anfangs waren es kleine Beete, die rings um die Kinderspielplätze angelegt wurden, daraus entstanden dann die Schrebergärten in ihrer heutigen Gestalt.

Vor den Toren der Großstädte, stundenweit vom Weichbild manchmal, sind große Flächen in stubengroße Familiengärten aufgeteilt. Jeder Schrebergarten hat sein Pavillonchen, kaum größer, als ein Schilderhaus. Weekend-Häuschen im Keim. Im Gärtchen werden Blumen und Gemüse gezogen. Der Wert der Produkte tut es nicht, es ist das Zurückfinden zur Natur, zur Erde. Zum Bewußtsein, daß der Boden das Primäre ist, daß er es schließlich ist, durch den wir leben, der uns das Lebensprinzip Sonne eßbar und trinkbar ausmünzt.

Die Schrebergärten sind der Rückschlag der Landflucht, die Reaktion gegen die Tyrannei der „villes tentaculaires". Wie Flöße, auf die sich die Menschen retten, die nicht im Strudel der Städte ertrinken wollen.

Jetzt ist die Zeit, wo ihr Zauber hinauslockt. Den Winter über lagen sie halbvergessen. Niemand dachte ans Hacken und Jäten oder gar daran, des Sonntags Nachmittags hinauszufahren und im Gartenhäuschen Kaffee zu kochen. Aber jetzt sehnen sich die Nasen nach Erdgeruch und die Augen nach dem hellen Blau, in dem die jungen Aprilwolken segeln, und die Handflächen nach den Hacken- und Spatenstielen und die Lungen nach der frischen Osterluft.

Jetzt sieht man sie beim Umgraben, die fahle Wintererde wird langsam braun um sie herum, und sie rufen einander zu, wie mürb der Boden ist vom Durchfrieren und wie er sich so leicht umgräbt, wie Asche gradezu. Und sie werden im Jungbrunnen der Ursprünglichkeit zu neuen Menschen, fühlen sich wieder dem Kosmos verhaftet, solidarisch mit allen, die im ersten Kulturstadium noch unmittelbar von der Erde leben. Das Jahr ist ihnen auf einmal nicht mehr ein Mosaik von einzelnen Tagen ohne Zusammenhang, es baut sich ihnen aus Regen und Sonnenschein beziehungsvoll zu einem Ganzen auf, das mit besonderer Persönlichkeit und eigenem Gesicht in den Zeiten stehen wird, als ein gutes oder ein schlechtes Jahr, je nachdem Regen und Sonne in günstigem oder falschem Verhältnis gemischt waren. Und sie empfinden zwischen ihrem lauten und dem stummen Leben der Pflanzenwelt wieder die Solidarität, die dem bodenfremden Städter ganz abhanden kommt. Wieder denkt man an die Sage von dem Riesen Antäos, der durch jede Berührung der Mutter Erde — seiner Mutter Gäa — immer größere Kraft gewann.

Vendredi 5.4.1929